

IM SPIEGEL DER ZEIT

Mysterium der Manieren und Manieren des Mysteriums¹

Wenn ich zu Künstlern spreche, weiß ich, dass sie bereit sein werden, in einen Lobpreis des Mysteriums einzustimmen. Es gibt Menschen, die um das, was sie nicht verstehen, einen Bogen machen; das können dann aber keine Künstler sein. Künstler wollen dem Ungesagten eine Sprache geben. Sie arbeiten daran, das Unsichtbare sichtbar zu machen. Arbeit am Geheimnis ist Mystagogie. Es ist keine gewöhnliche Arbeit. Nehmen wir die Urszene, nämlich im Buch Exodus das 3. Kapitel. Sie setzt beim Gewöhnlichen und Alltäglichen an. Wie jeden Tag hütet Mose die Schafe seines Schwiegervaters Jitro. Da plötzlich bricht etwas Unmögliches in diese Wirklichkeit herein: Ein Dornbusch brennt und er verbrennt nicht. Mose nähert sich, um sich die ungewöhnliche Erscheinung anzusehen. Eine Stimme ertönt, die ihn zunächst anweist, was er zu tun hat: „Leg deine Schuhe ab; denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden“. Mose steht nicht mehr auf dem Boden der Tatsachen, jedenfalls nicht der alltäglichen. Er kann durch das Ablegen seiner Schuhe zeigen, dass er verstanden hat, dass es jetzt um etwas anderes, etwas Unvordenkliches und auch Heiliges geht. Das Heilige ist das Andersartige, das Ausgegrenzte. Aus dem Boden der Normalität ist gleichsam ein Stück herausgestanzt. Ein Raum ist ausgewiesen, der ein Zeichen sein soll für das Hereinbrechende, für das Andersartige, das Neue. Was für eine Szene! Sie ist nicht von dieser Welt! Der brennende Dornbusch ist eine Urszene der sakralen Kunst. Von ihm stammen alle Einfriedungen, Friedhöfe, Kirchen und Kathedralen ab: aus- und eingegrenzte Räume des Heiligen. Weil es sie gibt, kann das himmlische Jerusalem, die Uridee der Kathedralen, die Spannung sinnenfällig machen, die wir brauchen, wenn wir nicht in der Niederung der Normalitäten versinken wollen.

Geheimnis des Nicht-Normalen

Die Arbeit am Nicht-Normalen ist Sache der Künstler, und die Herrlichkeit Gottes zu bezeugen, ist Auftrag der Kirche. Der Gegensatz des Normalen ist nicht immer das Heilige. Die Normalität des Ist-Zustandes kann auch unterschritten werden. Auch das Böse ist im Letzten unerklärlich. Davon sind viele fasziniert. Das ist ein gewaltiges Thema. Das Inferno und der Höllenrachen sind nicht erst seit Dante für Künstler attraktiv. In Goethes *Faust* ist der Held, weil er „immer strebend sich bemüht“², ein

¹ Vortrag, gehalten am 10. Februar 2005 in der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen/Frankfurt, anlässlich des Aschermittwochs der Künstler.

² J.W. Goethe, *Faust. Der Tragödie zweiter Teil*. Hrsg. von E. Trunz. München 111981 (Goethes Werke. Hamburger Ausgabe; 3), 11936.

Überschreiter, aber jeder weiß, dass der Mephisto die unvergleichlich dankbarere Rolle ist. Das Böse hat seine eigenen Reize, die fleurs du mal. Als gläubiger Christ bin ich davon überzeugt, dass es zwischen der Überschreitung und der Unterschreitung, zwischen Himmel und Hölle keine Symmetrie gibt. Gott und der Teufel – beide haben ihre Geheimnisse, und sie liegen im Kampf.

Ästhetik des Heiligen – ein kritisches Potential

Kehren wir noch einmal zurück zum brennenden Dornbusch, jener Urszene, in der das Heilige ausgegrenzt und eingegrenzt wird. Hier kommt es sehr darauf an, die Installation des Heiligen mit dem zu verbinden, was folgt, mit dem, was die Stimme aus dem Dornbusch, der brennt und nicht verbrennt, weiter spricht. Sie gibt Mose den Auftrag, sein Volk aus dem Sklavenhaus herauszuführen. Die Geschichten im Alten Testament, die von der Offenbarung Gottes erzählen, sind niemals bloße Demonstrationen der Existenz Gottes. Da Gott kein Ding in der Welt ist, ist er auch kein möglicher Gegenstand eines so genannten Gottesbeweises.

Gott hat die Schreie der Sklaven und ihr Stöhnen über die Antreiber gehört und die Sklaven tun ihm leid. Der Ist-Zustand schreit zum Himmel. Er muss geändert werden. Die Zeichen der Heiligkeit und Andersheit sind immer auch Einspruch gegen die Welt, wie sie ist und wie man sie nicht lassen kann. Deswegen entfesselt die Ästhetik des Heiligen die Kraft der Kritik. Wer die Sprache der Heiligkeit spricht, wer die Zeichen der Heiligkeit zu geben lehrt und sie einübt, schafft ein ethisches und kritisches Potential. Daher kann für die Darstellung der paradiesischen Herrlichkeit Gottes keine Anstrengung groß genug sein.

Religiöses Gedächtnis und Tradition

Christus ist gegenwärtig, das ist der Glaube, der uns Christen eint. Damit er gegenwärtig werden kann, sprechen die Priester im Auftrag Jesu: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Das Produkt dieses Gedächtnisses ist nicht zu verwechseln mit den puren Tatsachen des Gewesenen.

Mit besonderem Vergnügen erzähle ich immer eine Geschichte, die von Napoleon überliefert ist. Die frischgebackene Majestät hatte nach der Eroberung der Ewigen Stadt den römischen Adel zur Huldigung versammelt. Der Kaisertitel, den Bonaparte sich selbst zugelegt hatte, war, wie es auch der altrömischen Geschichte entspricht, auf die republikanische Phase der Revolution gefolgt. Erinnern wir uns: Die Jakobiner wollten neue Römer sein. Sie hatten nichts weniger im Sinn als die Wiedergründung der römischen Republik. Und am Ende stand – wie im alten Rom – die Kaiserherrschaft!

Nun also trifft der Kaiser in Rom den Fürsten Massimo und meint: „Mein lieber Fürst, dass ihr euer Geschlecht bis auf Julius Caesar als seinen Ahnherren zurückführt, gehört doch wohl ins Reich der Fabel.“ „Sire, da mögt ihr wohl Recht haben“,

erwiderte der Principe Massimo, „aber man erzählt sich diese Geschichte in meiner Familie seit über zwölfhundert Jahren.“

Doch jenseits aller Plaudereien im Salon möchte ich auf der wichtigen und ernsten Bedeutung des Gedächtnisses bestehen. Was wir sind, hängt davon ab, was wir gewesen sein wollen. Das Herkommen definiert uns. Das sage ich deswegen so deutlich, weil die Alzheimersche Krankheit auch zur Volkskrankheit werden kann. Das Virus des Vergessens macht, dass die Zeitgenossen sich unter die Diktatur der Gegenwart begeben. Das ist eine grobe Unhöflichkeit gegenüber unseren Vorfahren!

Was das Gedächtnis im Guten, aber auch im Bösen vermag, dafür gibt es viele Beispiele. Das eindrucksvollste liefert uns das Volk Israel. Damit meine ich nicht nur den Zweig des Volkes Israel, der nach der Zerstörung des Tempels durch die Römer in alle Welt zerstreut und nach 2000 Jahren wieder in das Land der Väter zurückgekehrt ist, sondern ich meine auch die Judenchristen. Bei uns in Äthiopien gibt es eine lange und gut verbürgte Tradition, die weit in das Alte Testament zurückreicht. Abraham war verheissen worden, dass sich in seinem Namen alle Völker sollten segnen können. Die Erfüllung dieses Segens sehen wir Christen in Christus, der gesagt hat: „Geht zu allen Völkern ... und lehrt sie ...“ (Mt 28,19f.). Das jüdische Volk, Gottes erste Liebe, trägt die Nachricht von der Liebe Gottes weiter. Der Jude Jesus behält die Liebe Gottes nicht für sich. Keine Rivalität also mehr zwischen Erwählten und nicht Erwählten, alle sind erwählt! Alle, die sich erwählen lassen.

Oft wird die Gründungszeit der Kirche, wie sie in der Apostelgeschichte mit der Hauptfigur des Paulus beschrieben wird, als eine Geschichte der Abspaltung des Christentums vom Judentum gesehen. Sehr schnell wird vergessen, dass ja die Predigt des Paulus in den vielen Synagogen der hellenistischen Welt nicht erfolglos war, dass sehr viele Juden, so wie Paulus selbst, zu Christen wurden.

Allgemein bekannt ist das schöne Zeugnis für das äthiopische Judenchristentum, das wir im 8. Kapitel der Apostelgeschichte vorfinden. Wie alle Juden, so sind auch die Juden aus Äthiopien zum Tempel nach Jerusalem hinaufgezogen. Hier erfahren wir von dem Kämmerer der Kandake, der Königin der Äthiopier, der als guter Jude eine Wallfahrt zum Tempel in Jerusalem gemacht hatte und nun auf der Heimreise ist. Er sitzt in seinem Wagen und liest laut aus dem Propheten Jesaja. Der Apostel Philippus hört das, kommt mit ihm ins Gespräch, legt die alten Texte aus und bekehrt ihn zum Christentum.

Während die Spur der anderen Judenchristen sich verliert, haben wir in Äthiopien das Beispiel eines ganzen judenchristlichen Volkes, das sich in seiner großen Mehrheit bis heute zum Christentum bekennt und auf diese Weise mit seinen tiefen Wurzeln im Alten Testament einen besonderen Gedächtnisschatz bewacht. Bis heute haben wir am alten Bundeszeichen, der Beschneidung, festgehalten. Zum großen Reichtum unseres Christentums gehört seine Liturgie, seine prachtvollen Gottesdienste, die reichen Gewänder, die schönen Feste zur Ehre Gottes, die uralten Kirchen und die eigene christliche Kunst, die vollständig integriert ist in die Zeichengabe für Gott, der kein Ding in der Welt ist. Wir legen Wert auf unsere Markierung des Anderen, unsere Einübung in die Mysterien, ohne die unser Leben unter dem Lichtglanz der Liebe nicht sichtbar werden kann.

Liturgie und Manieren

Der Philosoph *George Steiner* ist der Meinung, dass jede Kunst, die ihre Möglichkeiten ausschöpft, eine religiöse Dimension hat. So weit möchte ich nicht gehen. Aber dass die Markierung der Andersheit, dass die Abstoßung von der Normalität etwas ist, was auch in der Tradition jenes großen Gottes gelesen werden kann, der kein Ding in der Welt ist, so viel wird man doch sagen können. Nicht jede Kunst ist religiös, aber jede wirklich angemessene Zeichengebung für Gott, den manche Theologen – ich denke an Rudolf Otto, Paul Tillich – den „ganz Anderen“ nennen, muss den Index des Nicht-Normalen tragen.

Damit bin ich bei der Liturgie, sie ist die eigentliche Kunst der Kirche. Es sind Manieren der besonderen Art, die Manieren des Nicht-Normalen. Meine Deutung der Manieren in meinem gleichnamigen Buch wurzelt in einem Perspektivenwechsel: Was uns zum Menschen macht und von den Tieren unterscheidet, ist die Fähigkeit zur Fiktion. Sie setzt uns in den Stand, mit den Augen eines anderen zu sehen. Daher können wir uns, wie wir auch sagen, in einen anderen Menschen »versetzen«. Jetzt sehen wir mit den Augen unseres Gegenübers. Dies kann man natürlich in der Absicht tun, ihm auf die Schliche zu kommen, ihn zu betrügen oder ihn zu besiegen. Zu den Höhepunkten unseres Lebens aber gehört die Liebe. Sie ist die schönste Frucht dieses Perspektivenwechsels. Vor allem dann, wenn es ein gegenseitiger Perspektivenwechsel ist. Liebe erzeugt Gegenliebe und sie erzeugt die guten Manieren. *Augustinus*, den wir ja aus seinen „Bekenntnissen“ als hochbegabten Anarchisten kennen, hat das wunderbare Grundgesetz des christlichen Anarchismus ausgesprochen in der Formulierung: *Dilige, et quod vis fac* – „Liebe, und tu, was du willst“ oder anders: „Wenn du liebst, kannst du eigentlich nichts mehr falsch machen.“³ Liebe erzeugt jene Regeln und Riten, die wir brauchen, um miteinander gut zu leben. Der Philosoph *Emmanuel Levinas* hat eine sehr tiefe Beobachtung gemacht. Wenn zwei Menschen sich ins Antlitz schauen, dann können sie im Anderen ein Exemplar ihrer selbst entdecken, sie werden aber auch im Anderen den Fremden entdecken. Er gebraucht die Formel: Eins plus eins macht drei. Gott, der zugleich Nächste und „ganz Andere“, ist in jeder Zweierbeziehung der Dritte.

So wie wir die Sprache und ihre Grammatik zur Verständigung brauchen, so brauchen wir eine bestimmte Grammatik des Handelns, eben die Manieren. Wir brauchen sie im Alltag und am Sonntag. Wir brauchen die Manieren schon im normalen Leben, aber im Raum des Heiligen, den wir ja erkannt haben als den Entfaltungsraum des Nicht-Normalen und Anderen, benötigen wir sie erst recht. Die Liturgie ist die Grammatik des Sonntags. Sie ermöglicht uns, den göttlichen Abstand zum Nicht-Normalen zu bezeichnen.

Das Mysterium Gottes braucht eine reiche Liturgie. Sie entsteht nicht von selbst, man muss sie wie eine Sprache lernen, ihre Grammatik kennen und sie einüben. Dafür freue ich mich besonders, dass *August Heuser* sich von meinem Buch hat anregen lassen, eine Art Erinnerung an „Manieren in Kirchenräumen“ zu schreiben. Die Reaktion mehrerer Rundfunkanstalten und Verlage auf diesen Text, der eher versteckt

³ Augustinus, *In epistulam Iohannis ad Parthos tractatus* 7,8 (PL 35,2033).

in einer Zeitschrift erschienen ist, die das Bistum Limburg für seine Religionslehrer herausgibt,⁴ zeigt, dass er einen Nerv getroffen hat. Wie benimmt man sich in einer katholischen Kirche? Wer kennt die Regeln?

Vor allen Einzelheiten kommt es zunächst einmal darauf an, das Heilige als das Heilige zu akzeptieren. Heiligen Räumen gebührt Respekt. Hier wird nicht laut geredet oder schwadroniert. Die Nonchalance von Passanten passt nicht in die Kirche. Sie ist ein Raum der Stille, des Gesangs und des Gebets, gewiss auch der Predigt.

Ich habe den Eindruck, dass viele unserer Zeitgenossen ein kompliziertes Verhältnis zur Liturgie haben. Der Erfolg meines Buchs „Manieren“, der mich selbst überrascht hat, ist von manchen Kritikern als Indiz für eine Sehnsucht nach den kleinen und großen Ritualen des Alltags beschrieben worden. Das wäre ein gutes Zeichen.

Liturgie und Kunst: beseelte Zeichenhaftigkeit

Wie steht es mit den eigentlichen, den religiösen Ritualen? In der Evangelischen Kirche, die sich, ihrer Tradition entsprechend, zunächst einmal als eine Kirche des Wortes und der Predigt versteht, gibt es eine Art liturgischen (Vor-)Frühling. Bischöfinnen und Pastoren hüllen sich in phantasievolle Stolen und Gewänder, und in den Kirchen brennen die Teelichter. Auch in der Katholischen Kirche erfahren der gregorianische Choral, die Gewänder, der Weihrauch eine Renaissance. Das ist sehr zu begrüßen, denn nach dem II. Vatikanischen Konzil gab es eine Art Abräumer-Mentalität: „Weg mit dem Triumphalismus und dem alten Brimbiorium, mit überflüssigem Beiwerk und barockem Überschwang!“ So oder so ähnlich lauteten die Parolen. »Byzantinismus« ist ein Schimpfwort. Es kann mir als orthodoxem Christen gar nicht gefallen. Wenn das westliche Christentum nach dem Schatz der orientalischen Kirchen und ihrer Liturgie griffe und sich dort bereicherte oder wenigstens nachdenklich machen ließe, fühlten wir uns in diesem Fall keineswegs ausgebeutet.

Es gibt auch eine alte polemische Tradition, die man mit dem Namen Kant verbinden kann. *Immanuel Kant* hat in seiner Religionsschrift den katholischen Kult als „Afterdienst“ bezeichnet⁵ und damit eine Tradition bestärkt, die darin besteht, Innerlichkeit gegen Äußerlichkeit auszuspielen. Natürlich besteht, wo es äußere Formen gibt, auch immer die Gefahr, dass nichts dahinter ist. Formen können von Heuchlern missbraucht werden. Dies gilt aber auch für die Sprache. Auch die Liturgie ist eine Art Sprache. Die Sprache der Liturgie kann in der Tat lügen, das ist denn auch der Standardvorwurf, der da lautet: Da steigt Weihrauch auf, herrliche Gesänge ertönen, goldene Gewänder schimmern und edle Worte werden gesprochen. Aber kaum haben diese Christen ihre Kirche verlassen, dann sind sie wie alle anderen, dann tun sie nicht das, was sie eigentlich tun müssten.

⁴ A. Heuser, *Manieren in Kirchenräumen? Kleiner römisch-katholischer Knigge*, in: Informationen für Religionslehrerinnen und Religionslehrer Bistum Limburg. Hf. 3/33 (2004), 181–184.

⁵ Vgl. I. Kant, *Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft*. Hrsg. von R. Malter. Stuttgart 1987 (RUB; 1231), 198ff.

Wer die Liturgie unter den besonderen Verdacht der Heuchelei und der Lüge stellt, begeht einen Denkfehler. Es gibt die Sprache der Wörter und es gibt das Handlungssprechen. Zu ihm gehört die Liturgie. Natürlich kann man sowohl mit Worten wie auch in der Sprache der Liturgie lügen. Aber noch niemand hat für die Abschaffung der Wörtersprache plädiert, weil sie auch ein Instrument der Lüge ist.

Wenn es um Gott geht, kommen wir ohne Liturgie nicht aus. Weil die heilige Liturgie eine Überschreitung nach oben ist, enthält sie jenen Index von Fremdheit, der sie zum einzigen angemessenen Zeichensystem für Gott macht. Auch da, wo man die Liturgie zugunsten des Wortes zurückgedrängt hat, beobachten wir in den Gottesreden eine Gravitation nach oben, einen sublimen Glanz, den die Sprache des Alltags nicht kennt. Warum halten sprachempfindsame Menschen an der *Lutherübersetzung* fest und lehnen die gut gemeinten und ziemlich regelmäßig misslungenen Versuche ab, die unter der Spitzmarke „Die Bibel in heutigem Deutsch“ unternommen worden sind? Ohne die Liturgie in Wort und Zeichen und ohne ihre Herrlichkeit wüssten wir nichts von Gott und seiner Herrlichkeit, ohne sie könnten wir den klaffenden Abstand zwischen Gottesherrlichkeit und den elenden Verhältnissen draußen vor der Kirche nicht verspüren.

Wer sollte die Dialektik zwischen Form und Beseelung, zwischen Innen und Außen besser verstehen als Künstler? Künstler wissen, wie die Dinge aufgeladen und beseelt werden können. Sie streben nach der erfüllten Form. Sie wissen, dass Form niemals etwas rein Äußerliches ist. Wo Kunst auf etwas verweist, was sie nicht selbst ist, entsteht eine Differenz. Diese Differenz erzeugt eine fruchtbare Spannung. Es ist die Spannung zwischen Zeichen und Bedeutung. Das Verhältnis von Zeichen und Bedeutung erreicht in den Sakramenten seinen Gipfel. Hier wird es einzigartig. Dort nämlich, wo die Zeichen nichts bedeuten als das, was sie sind. Zeichen und Bedeutung fallen zusammen. Da Gott kein Ding in der Welt ist, sind die Sakramente die eigentlichen Gotteszeichen.

Der schon erwähnte *George Steiner* hat seine sehr lesenswerte tiefe Betrachtung über die Künste mit einem Ausdruck überschrieben, der eigentlich zur Lehre von den Sakramenten gehört. Das Buch heißt „Real Presences“, zu deutsch „Realpräsenzen“.⁶ Es geht um nichts weniger als die Wirklichkeit Gottes, eines Gottes, der kein Ding in der Welt ist und nur auf diese besondere Weise präsent gemacht werden kann. Da es sich um den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und den Gott Jesu Christi handelt, auch den Gott des heiligen Augustinus, geht es um den Gott, der nach Johannes die Liebe ist.

An dieser Stelle führe ich meine Betrachtungen über die Grammatik des Alltags, über die ich in meinem Buch „Manieren“ ausführlich gehandelt habe, zusammen mit den Überlegungen vom heutigen Aschermittwoch der Künstler. Beide haben ja eine und dieselbe Wurzel. Was sind die Manieren in der Kirche, die Liturgie, was ist die eigentliche Kunst der Kirche anderes als ein Werk für den Gott der Liebe? Die Manieren der Liebe sind die edelsten, die eigentlichen Manieren.

Asfa-Wossen Asserate, Frankfurt

⁶ G. Steiner, *Von realer Gegenwart: Hat unser Sprechen Inhalt?* Mit einem Nachwort von B. Strauss. Aus dem Engl. von J. Trobitius. München, Wien 1990.